vorliegt und die doch in die höhere Rangsclasse nicht aufsteigen, weil sie nicht ernannt werden.

Die jungen Leute, die heute hoffnungsvoll in den Staatsdienst eintreten, glauben mindestens einmal zu solchen Bezügen zu gelangen, daß sie davon eine Familie ernähren können. Es ist dies jedoch eine Täuschung; selbst nach vierzigjähriger Dienstzeit können sie dieses Ziel im Staatsdienst nicht erreichen, weil sie es bis in die VI. und V. Rangsclasse bringen müßten.

Zu Nahrungssorgen kommt dann auch noch die Verbitterung, die enttäuschte Hoffnungen nach sich ziehen, denn alles Wissen, das sich der Betreffende mühsam erworben und das seitens des Staates rücksichtslos ausgebeutet wird, schützt ihn nicht vor Nahrungssorgen. Das ist kein Brotstudium.

Wo bleibt da die Verzinsung oder gar die Amortisation jenes Kapitals von mindestens 10.000 fl., welches auf das Studium verwendet wurde? Warum muß gerade der Richter, der Besitz und Eigenthum von 15.000 bis 20.000 und noch mehr Menschen schützen soll, in Kummer und Elend leben, warum muß gerade der von Nahrungssorgen gequält werden? Etwa damit ihm leichter Gelegenheit zum Straucheln und Fallen auf diesem Dornenpfade gegeben werde? Möglich, daß ein Bettler ein gerechterer Richter ist als der Reiche, weil er der Noth ins Medusenantlitz gesehen hat.

Das tägliche Einkommen eines Beamten entspricht heute kaum jenem täglichen Einkommen, das sich ein besserer Arbeiter verdient.

Nun müssen aber der Beamte und seine Familie stets anständig gekleidet gehen; er muß zu oft ganz unnöthigen Sachen und Vereinen beitragen, weil es die öffentliche Meinung so will.

Was dann auf das Aeußere verwendet wird, muß bei der Nahrung wieder mühselig abgezwackt werden.

Der heutige Staatsbeamte ist ein karg entlohnter Sklave seines Berufes, und es thut Abhilfe in dieser Richtung dringend noth.

Ein k. k. Staatsbeamter.

Wir haben diese Zuschrift unverändert wiedergegeben mit der ganzen ihr innewohnenden schlichten aber eindringlichen Beredsamkeit, die kaum eines Commentars bedarf.

Unser Kunstgewerbe.

IV.*)

Wien, 29. December.

Der ungesunden und unvernünftigen Alterthümelei, welche unser modernes Kunstgewerbe so schwer schädigt, steht als entgegengesetztes Extrem ein anderes Uebel gegenüber. Auf der einen Seite macht sich jene Ueberfeinerung und Verirrung des Geschmackes breit, welche über dem haut-goût des Alters die Schönheit der Form vernachlässigt, auf der anderen herrscht die nackte, rohe Barbarei, welche von der Schönheit überhaupt nichts versteht oder nichts verstehen will und lediglich den Werth des Materials im Auge hat.

Gold oder Silber muß es sein, wenn es solche Krämerseelen befriedigen soll. Ein zinnerner Humpen, eine bronzene Statuette, mögen beide noch so sehr die Künstlerschaft ihres Erzeugers rühmen, sind ihnen „G'schnas". Wenn so ein Patron bei einem Ciseleur einen Becher im Werthe von 100 fl. bestellt, muß wenigstens um 50 fl. Silber daran sein, und die Hälfte des Preises soll dem Künstler genügenden Anspornen und ausreichender Lohn sein, um etwas Vortreffliches zu schaffen. Was wohl ein Bildhauer dazu sagen würde, wenn ihm sein Mäcen vorschriebe, daß der Preis des Steines, aus dem er seine Statue meißelt, dem Preise der Arbeit die Wage halten müsse? Erinnert das nicht höchst ergötzlich an den reichen Bauer Troll in dem lustigen Liede, der dem Maler vorschreibt:

„Spar er ja die Farben nicht
Handhoch aufzutragen.
Denn da er drei Thaler kriegt,
Hat er nicht zu klagen."

Zwischen diesen zwei Polen aber herrscht eitel Ungeschmack und Gleichgiltigkeit. Es ist doch ganz merkwürdig, daß in unserer Gesellschaft — wir können, wenn wir vom Kunstgewerbe sprechen, natürlich nur die besitzenden Classen im Auge haben — bei welcher der Drang, beständig von der Kunst und vom Schönen zu plappern, so groß ist, doch andererseits das Bedürfniß, sich mit schönem Hausrath zu umgeben, so gering ist. Man denkt nicht daran, die polirten Messing- und Nickelstangen, auf denen unsere Kerzen stecken, durch einen schöngeformten eisernen Leuchter zu ersetzen, man will nicht einsehen, daß das Kunstgewerbe gerade darin wurzelt, die Dinge des täglichen Gebrauches zu adeln, man sieht in demselben nicht eine Alltags-, sondern eine Gelegenheitskunst.

So ein-, zweimal im Jahre erinnert man sich, daß es eine Kunstindustrie gibt, bei Gelegenheit der Weihnachtsbescherung oder eines Namenstages: sonst geht man zum Trödler oder zum Händler. Bei solchen Gelegenheitsbestellungen aber soll der Kunstgewerbetreibende möglichst Schönes, möglichst Werthvolles — in möglichst kurzer Zeit liefern. Was er mit seinem zahlreichen Stabe an Hilfsarbeitern und Hilfskünstlern während der übrigen Zeit des Jahres thun soll, das kümmert Niemanden.

Hand in Hand mit der Vorliebe für ferne Zeiten geht die Schwärmerei für das Ausland. Wir haben in Wien die erste Kunstgewerbeschule der Monarchie gehabt. An ihr hat sich eine Kerntruppe tüchtiger Meister und Künstler gebildet, die sich nur zum Theile der Ausübung des Gewerbes, zum anderen Theile aber dem Lehrberuf widmeten, um als Apostel der neuen Richtung in der Ferne zu wirken. In den Provinzen entstanden unter dem befruchtenden Einflusse der Wiener Schule selbstständige Schulen, welche wieder zahlreiche gute Meister heranbildeten und die Provinz in kunstgewerblicher Beziehung von der Residenz unabhängig machten. Nun ist natürlich den Wiener Kunst-Industriellen auch die Concurrenz der Provinz nicht sehr angenehm, aber schließlich ist Wien das Centrum des Reiches und sich als solches der Pflicht wohl bewußt, die daselbst aufgegangenen entsprechenden Segnungen auch auf das ganze Reich auszustrahlen.

Was soll man aber dazu sagen, daß neun Zehntel aller an der Wiener Kunstgewerbeschule ausgebildeten Meister wegen Mangels an Beschäftigung im Inland nach dem Auslande wandern müssen, wo sie mit offenen Armen aufgenommen werden, wo sie die Kenntnisse, die sie in Wien erworben haben, verbreiten, so daß die Concurrenz des Auslandes durch unsere eigenen Schüler gekräftigt wird. Dieser Umstand sowie die unverbesserliche Ausländerei der kaufenden Kreise, besonders aber der Aristokraten, das sind zwei Schädlinge am Baume unseres Kunstgewerbes, auf die man nicht nachdrücklich genug hinweisen kann.

Was nicht aus Paris ist, kann nicht gut sein, und doch ist man in Paris froh, wenn man einen in unseren Kunstgewerbeschulen gebildeten Arbeiter erhält, und lernt von ihm. Wir haben neulich im Atelier eines hiesigen Ciseleurs Pariser Waare mit österreichischer zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Es handelte sich um reich ornamentirte, ciselirte Beschläge für Gala-Pferdegeschirre. Ein einziger Blick trug uns die zwiefache Erkenntniß ein: die von der Minderwerthigkeit der Pariser Waare und die von der Vornirtheit der Leute, die das Schlechtere so weit suchen, während das Bessere so nahe liegt.

A. D.

(Weitere Artikel folgen.)

*) Siehe Morgenblatt der „Deutschen Zeitung" vom 20., 22. und 24. December.

Inland.

Wien, 29. December.

Luftschlösser.

Das neue Majoritätsprogramm, welches Graf Taaffe noch unter Schloß und Riegel hält, wird — aus der Ferne — von allen Seiten beschnuppert. Wie sich die Polen dasselbe zurechtgelegt haben, das hat uns der „Czas" gesagt. Wenn aus dem Programm selbst nichts zu erfahren ist, so wird wenigstens über dasselbe etwas verbreitet. Taaffe wird sich genug den Kopf darüber zerbrechen, wie er eine einfache Mehrheit zusammenbringt; nun wird ihm — auf dem Umwege über Graz und Prag — sogar der Ehrgeiz auf eine Zweidrittel-Mehrheit zugemuthet. Er brauche dieselbe, um im Herbst eine neue „Wehe-Vorlage" nach deutschem Muster mit zweijähriger Dienstzeit und Erhöhung des Präsenzstandes durchzubringen. Darum bemühe er sich diesmal ernsthaft um die Linke. Die Nachricht zeichnet sich durch Kühnheit aus und dürfte wohl nur einem Feiertagsbedürfnisse entsprungen sein.

Von einem noch größeren Luftschlosse war dieser Tage zur Unterhaltung politischer Leser in einigen Blättern die Rede. Alle Parteien, aber auch die Regierung sollten darnach aufgelöst werden, um völlig Neues an ihre Stelle zu setzen. Die Parteiführer würden in das Herrenhaus, auf Gesandtschaftsposten u. s. w. aus dem Wege geräumt, und Graf Taaffe selbst in den Ruhestand verbannt. Nach dieser gründlichen Aufwaschung sollte mit Graf Kielmansegg als Ministerpräsidenten Oesterreich ein ganz neues Leben beginnen. Diese Erfindung ist wohl der Ausdruck des höchsten Unbehagens mit den heutigen Zuständen.

Die Slovenen hinwieder stellen sich die nächste Zukunft ganz anders vor. Graf Taaffe ist ihnen zu langsam, sie wollen ein entschieden „conservatives" Regiment mit dem Statthalter von Böhmen, dem Grafen Franz Thun an der Spitze. Der Mann mit seiner ausgesprochen antiliberalen Gesinnung hat es den conservativen Umstürzlern entschieden angethan, und seit der Auflösung der Reichenberger Stadtvertretung scheinen sie in ihm eine Art Messias zu erblicken. Von ihm verhoffen sie sich „ausgiebige Gerechtigkeit für die conservativen Slaven und Christlich-Socialen", Reichsrathsauflösung, Neuwahlen, Druck auf Beamtenschaft und Großgrundbesitz und dadurch eine conservative Mehrheit. Dann werde nicht viel hin- und hergeschaukelt, sondern einfach „conservativ" regiert werden. Wie gerne würde doch Graf Taaffe selbst alle diese schönen Sachen ausführen, wenn es nur — ginge!

Nationales Archiv für die Deutschen Oesterreichs.

In dem Schoße des Deutschen Schulvereins ist eine Neuschöpfung im Werden, welche das größte Interesse wachzurufen geeignet ist. In der vorletzten Hauptversammlung des Vereins war der Beschluß gefaßt worden, eine Sammlung anzulegen von Büchern, Zeitschriften und Archivalien aller Art, welche die Beziehungen der Deutschen zu den anderen Volksstämmen Oesterreichs und die Verschiedung des nationalen Besitzstandes zum Gegenstande haben. So soll eine Sammelstelle des historischen und politischen Materiales geschaffen werden für den Geschichtsfreund und den Historiker, der sich dem Studium der nationalen Entwicklung der Deutschen Oesterreichs widmet, für den Politiker, welcher geistiges Rüstzeug finden will zur Vertheidigung deutschen Rechtes. In dem Archiv und in der Bibliothek des Vereins soll alles niedergelegt werden, was den Vergleich zwischen dem Werdegang der Deutschen und ihrer Nachbarvölker in Oesterreich ermöglicht.

Günstigeren Verhältnissen mag es überlassen bleiben, diese Sammlung zu einem vollständigen National-

---

in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern", die mit dem Vers beginnt:

Herr Heinrich Heine, der Dichter,
Der ist wohl schon lange todt,
Er starb im politischen Fieber,
Erstickt im politischen Koth . . .

Der Schluß des Gedichtes lautet folgendermaßen:

Du liebe Madonna von München,
Gestehe es nur immer uns ein —
Wir könnten unmöglich alle
So schön wie Herr Heine sein.

* * *

Herr Heinrich Heine, der Dichter,
Der ist wohl lange nicht mehr.
Herrn Heine's poetischer Trichter,
Der tutet noch immer umher.

* * *

Es ist eine alte Geschichte,
Herr Heine hat keine Ruh',
Und wirft jetzo Gedichte
Wie Junge das Känguruh.

* * *

Es ist eine wahre Geschichte,
Die ins Unglaubliche strebt.
Es hat der alte Heine
Den Börne und sich überlebt.

* * *

Recht hart ist das Urtheil Börnstein's über Frau Mathilde: „Sie wußte von Heine's Freunden, daß er ein „célèbre poète allemand" sei; was sie sich darunter dachte, bleibt dahingestellt. Sie hatte nur Sinn für den gewöhnlichen Klatsch der Grisetten und Commis, für Essen, Trinken und Putz, liebte es, gedankenlos auf den Boulevards zu flaniren und stundenlang die Auslagen der Putz- und Modegeschäfte zu betrachten, oder in den elysäischen Feldern sich an den Productionen der Cafés chantants zu ergötzen und Spazierfahrten ins Bois de Boulogne zu machen. Endlich war sie über die erste Jugend hinaus und ziemlich wohlbeleibt, sie fand es aber doch für gut, trotzdem noch mehr den naiven Gurli-Ton, das kindische Wesen beizubehalten; sie affectirte das Baby, aber das war ein altes und dickes Baby; wenn sie recht zärtlich gegen den sämmtlichen Heine sein wollte, so sagte sie ihm: „Mon pauvre chien!" kurz — es kann nicht verhehlt werden, Heine schämte sich seiner Frau, sah daher auch nur seine intimsten Bekannten, die Frau Mathildens Eigenheiten schon kannten, bei sich und gerieth in die größte Verlegenheit, wenn aus Deutschland Leute mit Empfehlungsbriefen an ihn ankamen und den Dichter in seiner Wohnung aufsuchten. Er ließ sich dann als krank oder ausgegangen verleugnen und bat um die Adresse des angekommenen Besuches, dann schrieb er ihm am andern Tage und gab ihm ein Rendezvous in einem Café im Palais Royal oder im Tuilerien-Garten und war wie gewöhnlich der liebenswürdigste Gesellschafter. Aber in sein häusliches Leben führte er Fremde nicht gern ein." Sein Urtheil über den großen Dichter faßt Heinrich Börnstein in dem folgenden Satz zusammen, mit dem wir auch diese Skizze schließen wollen: „Der arme Heine! Er hat kein glückliches Leben gelitten — wer ihn, den heiteren Spötter, den immer lachenden Demokrit — den genialen Humoristen und seine Bücher kennt, der kann nicht ermessen, wie gedrückt und unglücklich Heinrich Heine als Mensch war!"

Gustav Karpeles.

Der neue Stil.*)

Zu meinem Interview „Der neue Stil" erhalte ich von Herrn Max Grube, der das Königliche Schauspielhaus in Berlin leitet, nachträglich das folgende Schreiben:

„Sehr geehrter Herr!

Ihre freundlichen Zeilen vom 8. November d. J. müssen mich an einem Tage getroffen haben, an dem ich ganz ungewöhnlich in Anspruch genommen war, denn es ist sonst nicht meine Gewohnheit, Briefe, namentlich wenn sie eine bekannte Unterschrift aufweisen, flüchtig zu lesen. Wahrscheinlich haben mich auch die übersandten Blätter der „Deutschen Zeitung" in dem Glauben bestärkt, Sie beabsichtigten mich zu interviewen, und so sah ich Ihrem Besuche entgegen. Heute fällt mir Ihre Zuschrift wieder in die Hand, ich gewahre meinen Irrthum, bekenne meine „große Fahrlässigkeit" und bitte um Entschuldigung.

Was die Sache selbst anlangt, so bedaure ich offen, daß ich nicht in der Lage bin, Ihrem Wunsche zu entsprechen. In einigen kurzen Sätzen soll ich meine Stellung zur neuen Spielweise aussprechen! — Die Kunst ist lang!

Ich bin überhaupt kein Theoretiker, sondern bin, Gott sei Dank, in der Lage, was ich denke und fühle, frisch in That übersetzen zu können.

Wenn Sie das alte Schauspielhaus gesehen haben und nun das königliche Schauspiel betrachten, so werden Sie erkennen, welches Ideal der Darstellung mir vorschwebt. Freilich wird es noch einiger Jahre ernster Arbeit bedürfen, bis meine Absichten allerwegs klar zu erkennen sein werden. Schauspieler sind kein Modellvolk, den man nur zu kneten braucht, sind keine Soldaten, die man nur commandiren kann — und es ist recht gut, daß es so ist, denn nur aus dem freien fröhlichen Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte kann das Bühnengebilde entstehen. Einigkeit und guter Wille allein schaffen ein Kunstwerk, Beides ist in meinen Künstlerschaar reichlich vorhanden, und so hoffe ich, daß es uns in nicht allzu ferner Zeit gelingen wird, eine „Spielweise des Berliner Schauspielhauses" zu schaffen, welche von den alten Conventionen ebenso weit entfernt sein soll, als von dem wirren Durcheinander, welches jetzt zumeist „neuer Stil" genannt wird.

Dieser sogenannte „neue Stil" scheint mir nur das theils irrlichtelirende, theils bewußte Suchen und Sehnen nach einem neuen Stile zu sein.

Seh'n Sie mal an! Da hat sich aus meinem langen Geschreibsel doch noch so eine Art Schlagwort herauskrystallisirt. Besonders tief scheint es mir nicht zu sein, wenn Sie es aber brauchen können, so sei es Ihnen feierlichst überlassen, auch auf das Uebersetzungsrecht in alle lebenden und todten Sprachen leiste ich Verzicht.

Besser wär's immer gewesen, ich hätte das Vergnügen Ihres Besuches gehabt. Ich glaube, Sie verstehen die Kunst des Interviewens so gut wie die spanischen Inquisitionsrichter, von denen Bausen sagt: Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein.

Hochachtungsvoll ergebenst
Max Grube."

Berlin, 17. December 1892.

H. B.

*) Siehe die Nummern 7454, 7471, 7478, 8483, 7489, 7506 und 7522 der „Deutschen Zeitung."